

Tagungsbericht

Lutz Musner wies zum Auftakt der Tagung darauf hin, dass das Thema „Emotionen“ derzeit in mehrerlei Hinsicht Konjunktur habe. Zum einen als Forschungsgegenstand der Neuro- und Biowissenschaften sowie der Pharmakologie, zum anderen als Thema der Wirtschaftswissenschaften und Psychologie (Stichwort „soziale Intelligenz“) und last but not least der Kulturwissenschaften. Die Gründe für diesen Boom sind sowohl wissenschaftsimmanent wie auch durch den Zeitgeist bedingt – beschleunigte Individualisierung, die Flexibilisierung der Arbeitswelt sowie neue familiäre Strukturen werfen die Menschen zunehmend auf sich selbst zurück, wodurch der Bedarf an kognitiver wie emotionaler Selbstregulierung steigt. Stichworte wie das „überforderte Ich“ oder das „erschöpfte Selbst“ verweisen auf grundlegende Transformationen des Sozialen zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Wissenschaftsdynamisch geht es in der Emotionsforschung auch um Deutungsmonopole. Zwar haben die Geisteswissenschaften Affekte immer schon zum Thema in der Analyse von Literatur, den Künsten und den Medien gemacht, doch mittlerweile stehen sie in Konkurrenz zu den Neurowissenschaften, die beanspruchen Emotionen gleichermaßen empirisch wie theoretisch besser erklären zu können. Für die Kulturwissenschaften sind Affekte auch deshalb vermehrt zum Forschungsgegenstand geworden, da mit dem neuen medientheoretischen Paradigma deutlich geworden ist, dass Emotionen nur vermittelt zum Ausdruck kommen, nur vermittelt von anderen verstanden werden können und je nach historischer Konstellationen jeweils anders codiert sind. Auch deshalb versammelt die Tagung Referentinnen und Referenten aus den Bereichen Sprachwissenschaft, Kunstwissenschaft, Literaturwissenschaft, Medienwissenschaft, Musikwissenschaft und Geschichtswissenschaft um der Komplexität des Tagungstitels „Emotionen der Medien – Medien der Emotionen“ besser gerecht zu werden.

Helmut Lethen eröffnete die Runde mit einem Vortrag über einen Ausspruch Paul Valéry's: „Der Schmerz hat keine Bedeutung“. Lethen folgte Walter Benjamins These, Schmerz sei eine kulturelle Konstruktion. Weiter wies er auf die unterschiedlichen Dimensionen des Schmerzes hin. Man müsse trennen zwischen dem Empfinden von Schmerz und der Kommunikation oder Darstellung von Schmerz. Wenn der Schmerz keine Bedeutung habe, würde ihm die Sinnhaftigkeit genommen; der Mensch leiste Widerstand gegen den eigenen Körper. Man habe den Schmerz aus der christlichen Semantik gelöst und habe andere Anschlussstellen gefunden. Der Schmerz ist zu etwas ästhetisch Erhabenen stilisiert worden. Lethen argumentierte, dass extremer Schmerz nicht kommunizierbar sei. Schmerz bedeute Weltverlust, da er auf die reine Gegenwart des Körpers reduziere. Er verhindere die Ausweitung des Ichs in das symbolische Äußere des Körpers. Problematisch sei aber die Artikulation des Schmerzes unter Folter. Hier würde besonders deutlich, dass der Körper sehr wohl Schmerz erinnere und der Schmerz somit nicht auf die je spezifische Gegenwart reduziert werden könne. Das semantische Feld zu dem Begriff „Schmerz“ ist dabei sehr weit gefasst. Dies wies daraufhin, dass Schmerz eine kommunizierbare Ebene besitze. Lethen differenzierte daraufhin zwischen der biologischen Empfindung von Schmerz und dem Sprechen darüber. Sobald man Schmerz als Gefühl empfinde, erzähle man sich den Schmerz, was ihn letztlich kulturell verfärbt erscheinen ließe.

Tagungsbericht

Ludwig Jäger gliederte seinen Vortrag in fünf Kategorien. Zuerst ging er auf das „Körper-Geist-Problem“ ein. Die zentrale Frage hierbei war, in welcher Relation die Zustände im Gehirn zu den geistigen Zuständen stehen. Sowohl der Neurowissenschaftler Antonio Damásio, als auch der Philosoph John Rogers Searle, würden die neurologische Charakterisierung von Gefühlen betonen; die Gesamtheit unseres geistigen Lebens sei von Vorgängen unseres Gehirns geprägt (Searle). Dem gegenüber steht die Annahme, dass mediale Formen geistiger Ereignisse mit naturwissenschaftlichen Strukturen nicht erfasst werden könne. Der Ausdruck von Gefühlen sei keine Darstellung von Gefühlen, sondern Teil von Gefühlen (Wittgenstein). Dann ging Jäger auf die Begriffe „Emotion“ und „Gefühl“ ein. Damásio nenne eine große Gruppe von Emotionen, die er „soziale Gefühle“ nennt. Diese sind im Gegensatz zu den „universellen Gefühlen“ durch Sprache, Rituale etc. kulturell überformt. Jäger unterschied zwischen den Begriffen „Emotion“ und „Gefühl“, indem er „Emotionen“ als eine Art „sozialen Geisteszustand“ fasste, den „Gefühlen“ aber ein proportionales Gehalt zusprach. Er versuchte am Beispiel der Liebe die (nicht-) Kommunizierbarkeit von Gefühlen zu untersuchen. Er stellte die Frage, ob Liebe nur ein Wort sei, eine Fiktion, ein literarisches Artefakt. Niklas Luhmann beschreibe Liebe nicht als Gefühl, sondern als ein System, welches das an sich wahrscheinlichere Risiko des Scheiterns sozialer Beziehungen minimiere. Liebe sei ein Gefühlscode, eine Kommunikationsanleitung. Die Unkommunizierbarkeit der Liebe läge in der Diskrepanz zwischen dem Empfindungsvermögen der Seele und dem Bezeichnungsvermögen der Sprache begründet. Gefühl und Gefühlsausdruck stünden zueinander im Verhältnis der Nachträglichkeit, da Gefühle kultur- und sprachunabhängige Entitäten seien. Gefühle seien Qualia, sie können nicht unverseht kommuniziert werden. Aber unsere Gefühle seien an einen öffentlichen Raum gebunden, indem wir erst das Fühlen lernten (Wittgenstein). Gefühle können also nicht private Entitäten sein, ihre Kommunizierbarkeit ist grundlegend und ein wesentliches Moment ihrer Existenz. Der letzte Ansatzpunkt beschäftigte sich mit der Historizität von Gefühlen. Während der „Sattelzeit“ (Koselleck) habe auch ein tiefgreifender Bedeutungswandel verschiedener Wörter stattgefunden, die zu einer neuen Sprache der Gefühle geworden seien. Jäger postulierte, dass das Substrat der Gefühle unerreichbar sei, dass man sich ihnen nur über ihre Kodierung und Semantisierung, also ihre Medien, nähern könne. Festgehalten wurde, dass Medien von Gefühlen nicht nur die Sprache sei, sondern, dass beispielsweise Bildern eine viel wichtigere Rolle im sozialen Affekthaushalt zukomme. Zur Debatte gestellt wurde auch, ob Gefühle *per se* sprachlich seien oder ob dies vielmehr am Verstehensprozess liege, der ein Bestandteil der Bildung des Gefühls selbst sei. Verstehensprozess und Ausdruck bilden einen metaleptischen Vorgang; wenn wir z.B. über einen Schock redeten, würden wir über dessen Ungleichzeitigkeit sprechen. Gefühle seien ein Einbruch des physiologischen in kulturelle Prozesse.

Marcus Hahn stellte eine Fallstudie zur Psychologie der Gefühle vor. Anhand von Gottfried Benns „Rönne-Novellen“ zeigte er, dass „Emotionsforschung“ oder die „Psychologie der Gefühle“ schon im frühen 20. Jhd. ein Sujet der Literatur gewesen sind. Die Handlung der „Rönne-Novellen“ beschreiben die Schwierigkeiten der universitären Landschaft der Zeit. Der Assoziationspsychologe Theodor Ziehen erkläre das Seelenleben des Menschen als eine Reaktion auf äußere Reize. Zusätzlich zitiere Benn häufig aus dem Werk des Gefühlspsychologen Karl Meyers. Die Gefühlspsychologie

Tagungsbericht

Mayers sei die symbolische Selbstgeburt Benns. Mayer versprache eine neue Wissenschaft, auf die Benn warte und die sein Lehrer zu bejahen scheine. Das Gefühl sei unser Erbteil, aber wohin uns die Neigung treibe, sei das Geheimnis unseres Lebens. Benn sei mit der wissenschaftlichen Situation seiner Zeit sehr vertraut und mit selbstbewussten Wissenschaften konfrontiert gewesen. Benn komme von der Faszination des Deutungsmonopols der Wissenschaft nicht los. Der Protagonist der „Rönne-Novellen“ sei hin- und hergerissen zwischen den verschiedenen Sichtweisen der Forschung, worin der Vorteil der Literatur begründet läge. In der Literatur gäbe es permanent den Gestus, sich auf die Wissenschaft zu berufen; der Punkt sei, dass die Fortschritte in der Hirnforschung nicht so gewaltig seien. Die Anschlussstelle, die einen Vergleich ermögliche, sei die Frage, wohin das Interpretationsmonopol gehe. Jörg Rogge merkte an, dass der Druck eher von außen komme und die Frage sei, wofür die Gesellschaft bereit sei, Geld auszugeben.

Es wurde angemerkt, dass Literatur weder Naturwissenschaft noch Kulturwissenschaft sei, sie besitze eine Brückenfunktion. Dazu meinte Hahn, dass die Form der Literatur unrein sei, aber keine dritte Form darstelle. Wissenschaft und Literatur sollten nicht zu stark abgegrenzt werden. Musner stellte die Frage, ob Benn hier nicht versuche im Medium der Literatur ein Experiment zu vollziehen, nämlich, auf die Defizite eines sehr mächtigen Institutionsbetriebes hinzu weisen. Hahn bejahte dies, verwies aber auf die Entwicklung Benns.

Anja Müller-Wood stellte die Frage, ob es gerade bei Gefühlen, wo sich Natur und Kultur vermischten, nicht von Vorteil sei, eine rigide Trennung zwischen Natur- und Kulturwissenschaft abzulehnen. Für sie seien Emotionen unbewusst ablaufende, überlebenswichtige Funktionen, die sich organisch bemerkbar machten. Obwohl es Primäremotionen, wie Angst, Ekel, Freude, Zorn etc. gäbe, seien Emotionen komplex und historisch variabel. Gefühle würden unmittelbar gefühlt, man könne sich ihnen nicht widersetzen. Erst die grundsätzliche Emotionalität des Menschen mache eine Emotionalität in Texten möglich. Am Beispiel von Shakespeares „Heinrich V.“ zeigte Müller-Wood die Funktions- und Wirkweise der dramatischen Ironie. Dramatische Ironie bedeute einen Wissensvorsprung des Rezipienten gegenüber den weniger informierten Charakteren. Diesem Wissensvorsprung komme deshalb Bedeutung zu, da er ein gewisses „emotionales Gewicht“ besitze. Warum reagieren wir auf das Leid von fiktionalen Stimuli? Emotionen die durch Medien ausgelöst werden, unterscheiden sich nicht grundsätzlich von Emotionen kultureller Artefakte. Dass wir reagieren, läge daran, dass wir zuerst unbewusst reagieren und in einem weiteren Schritt erst denken. Das Augenmerk müsse auf der Prädisposition, auf welche die Texte rekurrieren, liegen. Der Rezipient müsse im Vordergrund stehen. „Heinrich V.“ sei ein sehr manipulatives Stück. Der Zuschauer werde instrumentalisiert, da er einen Wissensvorsprung, d.h. Macht, habe. Die Zuschauer müssten als lebendige Wesen vorausgesetzt sein, damit sie überhaupt auf etwas reagieren könnten. Sie seien es, welche die Propaganda erst ermöglichen und nicht Shakespeare. Ferner näherte man sich der Frage, ob es Primäremotionen gebe oder ob Gefühle angelernt würden. Müller-Wood vertrat die These, dass es Basisgefühle gebe.

Christina Lutter ging es um Begriffe, Kategorien und Methoden der Analyse emotionaler Inszenierung. Ansatzpunkt waren zwei Formulierungen, erstens die „Affektive Besetzung“ und

zweitens die „Emotionale Inszenierung“ von Politik. Aus historischer Perspektive werde deutlich, dass für das Mittelalter der Zugriff auf Emotionen nur durch Quellen möglich sei, die Affekte darstellen. Affekte seien Repräsentationen von Emotionen, wobei *affectus* der lateinische Quellenbegriff sei. „Emotion“ verstand Lutter im Sinne des engl. „emotion“ als Gegensatz zu „feeling“. Lutter vertrat die These, dass Emotionen weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart aus ihrer Vermitteltheit herausgelöst werden können. Dabei würden Objekte materieller Kultur der Repräsentation und der Erinnerung von Gefühlen dienen. Repräsentation stelle immer auch eine Form von Bedeutungsproduktion dar, welche unter anderem der Machtwiderspiegelung diene. Interessant sei weiter die Frage, welche Rolle Emotionen bei der Bildung von Gruppen als Ausdrucksform der Zugehörigkeit spielten. Durch den Ausdruck von Emotionen sollten politische Handlungen nachdrücklicher erscheinen. Auf der Eben der Medien seien besonders die Schnittstellen wichtig, Bild- und Objektsprachen seien genauso zu berücksichtigen, wie Texte. Nähern könne man sich ihnen über die affektiven Bindungen von Gruppen. Lutter betonte zudem, dass der Überlieferungszusammenhang der Artefakte immer berücksichtigt werden müsse. Jedoch spiele die Repräsentation vor allem bis ins 12. Jahrhundert eine maßgebliche Rolle. Dabei sei es wichtig, auf die Aspekte von Repräsentation einzugehen. Jäger warf ein, dass er den Begriff der Repräsentation als zu weit gegriffen empfinde, er beinhalte Darstellung, Herstellung und Vorstellung, was eine sehr moderne Konzeption sei. Lutter zufolge sei die Wahl der Begriffe eine strategische, da jeder Begriff belastet sei. Ihr scheine dieser Begriff jedoch günstig, da er viel vom Quelleninhalt fasse und auch eine Übersetzung erlaube. Man solle die Sprache vereinfachen und wo es möglich sei, solle man die Quellsprache benutzen um die wissenschaftliche Terminologie möglichst gering halten.

Kerstin Thomas stellte anhand von Meyer Schapiros Konzept der emotionalen Suggestivität von Bildern ein Modell kunstgeschichtlicher Emotionsforschung vor. Zentral war hierbei die Annahme, dass Emotionen in Bildern nicht allein symbolisch sprechende Elemente seien, um die Gefühle des Künstlers auszudrücken; vielmehr fordern Emotionen bewusst eine Reaktion des Betrachters heraus. Der Eindruck des Betrachters speise sich nicht allein aus den Emotionen, sondern auch aus dem Arrangement von Farben und Formen. Dabei könne diesen kein konstanter Wert zugesprochen werden; man verstehe sie nur im komplexen Zusammenhang untereinander. Für Schapiro sei der emotionale Ausdruck nicht an Konstanten gebunden, z.B. sei der stoische Ausdruck von archaischen Figuren nicht mit einer solchen Geisteshaltung erklärbar. Darstellungsform und Verhaltensform könnten nicht gleichgesetzt werden. Narrative Emotionsmodelle gingen davon aus, dass Gefühle nicht unvermittelt erkannt, sondern vielmehr narrativ mitgeteilt und verstanden würden. Erst durch ihre Mitteilung würden sie zu einer abgeschlossenen Episode. Das Verstehen von Gefühlen sei auf den Einzelfall bezogen, gründe aber auf einem Muster sozialer Verhaltensformen. Ohne Medium seien diese Emotionen also nicht zu greifen. Diese doppelte Entpersonalisierung bedinge aber nicht die Entmenschlichung. Hier führte Thomas den Begriff der „mental properties“ ein, die scheinbar einer fiktiven Persona angehören. Emotionen würden dann zu den Emotionen einer fiktiven Person, was das Modell Schapiros besonders interessant erscheinen lasse.

Sandra Poppe arbeitete am Beispiel von Christopher Isherwoods Roman und Tom Fords Film „A Single Man“ Gemeinsamkeiten und Unterschiede von filmischen und literarischen Darstellungen von Emotionen heraus. Voran stellte sie Überlegungen zu den Unterschieden in der Darstellung von Emotionen: erstens die Thematisierung der Emotionen durch direkte Nennung, zweitens die Präsentation der Emotionen, beispielhaft in einer körperlichen Reaktion, und drittens inhaltliche, sprachliche, filmische und formale Mittel. Was die Vermittlung von Emotionen angehe, gebe es große Unterschiede zwischen literarischer und filmischer Umsetzung – Metonymie vs. Kameraführung. Im Film würde die sprachliche Erfassung von Gefühlen über die körperlichen Reaktionen vermittelt. Fords Transformation des Textes sei teilweise sehr genau, aber in einigen zentralen Punkten gebe es eklatante Abweichungen. Dies läge an der veränderten Darstellung der Emotionen. Was im Roman über Reflexionen fortwährend stattfindende, werde im Film durch eine Montage von einem im Wasser schwebenden Körper dargestellt und somit durch das Motiv des Ertrinkens das Augenmerk auf die Repräsentation von Emotionen gelegt. Die Filmhandlung setze wesentlich direkter ein, als die des Textes. Das Seelenleben des Protagonisten werde im Film drastischer und direkter geschildert. Im Roman würden die Emotionen häufiger durch Benennung und Reflexion thematisiert.

Dagmar von Hoff stellte anhand von Filmausschnitten aus dem Werk Maya Derens einen visuellen Ausdruck von Emotion vor. Sie verwendet den Begriff „Emotion“, da Maya Deren selbst von „emotion“ spreche. Maya Deren habe sich für den unabhängigen Film eingesetzt; in den Mittelpunkt ihrer Filmtheorie habe sie die künstlerische Freiheit gestellt. Die äußere Wirklichkeit solle transparent gemacht, Übergänge gezeigt und repräsentiert werden. Deren habe an das Surreale angeknüpft und sich für die Beziehung zwischen Mensch und Apparat interessiert. Derens Auffassung sei es gewesen, dass Emotionen durch Techniken der Kamera herzustellen seien. Der Film würde zur rituellen Technik, wenn zum Beispiel Transformationen erfolgten. Diese würden beispielsweise symbolisiert, indem ein Haus mit Fluren und Räumen durchschritten werde, die Transformation stelle sich in den verschiedenen Bodenbelägen dar. Musik werde bei Deren leitmotivisch eingesetzt und verstärke die Bilder. „Meshes of the afternoon“ stelle eine Aneinanderreihung von Szenen und Bildern dar und löst durch Technik und Kameraführung das Raum-Zeitgefüge auf. In ihrem letzten Werk „Divine Horseman“ sähen wir einen Körper, der mit immer neuen Affekten besetzt werde. Anliegen der Künstlerin war es, einen Affekt im Sinne von Katharsis darzustellen. Nach von Hoff versuchte Deren durch die Kameraarbeit zugleich in der Welt und in Trance zu sein, also mit der Kamera in Trance zu geraten.

Abschließend fasste Lutz Musner einige zentrale Punkte der Tagung zusammen. Er vertrat die Meinung, dass aus medienanthropologischer Sicht Einigkeit darin bestehe, dass Emotionen eine Kombination aus Prädispositionen seien, die aber nichts determinierten. Gefühle seien vielmehr als Sprachspiele zu verstehen, sie seien in soziokulturelle Rituale eingepasst und fänden ihren Ausdruck erst dort. Offene Fragen blieben u.a. wie z. B. die Übersetzung extremer Affekte geschehe, wie sie von einer inneren Erfahrung zu einer äußeren Übersetzung kämen (Tanner). Zusätzlich müsse man sich viel stärker der historischen Semantik bewusst sein, in der zum Ausdruck gebrachte Affekte

Tagungsbericht

eingebettet sind. Ludwig Jäger merkte an, dass der Begriff der metaleptischen Figur zentral sei. Späteres formatiere früheres, die früheren Modelle ließen sich aber nie vollständig instrumentalisieren. In allen Kulturen würden Phasen auftreten, in denen etwas gefühlt wird, auf das die Gesellschaft noch nicht reagieren könne, da sie noch nicht über ein entsprechende Ausdrucks- und Vermittlungsrepertoire verfüge. Im Zusammenhang mit der Intermedialität wurde gefragt, ob es autochthone Semantiken von Medien gebe, da man ohne sie keine Intermedialität herstellen könne. Die Frage bleibt jedoch offen, da es keine reinen Medien gebe – „Medias are always mixed“. Die Selbstbezugnahme erzeuge vielleicht ein eigenes System, eine eigenen Semantik, aber das müsse man erst untersuchen. Jörg Rogge schlug vor, dass man vielleicht rezeptionskomparatistisch vorgehen müsse. Marcus Hahn nahm erneut Bezug auf die extremen Affekte, vielleicht sei dies ein europäisches/nordamerikanisches Spezialphänomen, welches man mit den genannten Beispielen gar nicht greifen könne. Problematisch sei hier der Verlust der Gestaltungsfähigkeit, also der Kontrollverlust. In anderen Gesellschaften werde dies vielleicht durch eine kollektive Gestaltung aufgefangen, sie könnten der Kultur anders zur Bearbeitung zur Verfügung gestellt werden. Erfolgversprechend scheine hier ein kulturvergleichender Ansatz. Damit eine Subjektwerdung in unterschiedlichen Kulturen vollzogen werden könne, brauche es neben der biologischen Grundausstattung, die kulturelle Überformung. Dabei sei die Frage nach der sozialen Funktion von Emotionen (Gefühlsgemeinschaft) besonders zu beachten.

(Davina Brückner)

Programm

Mittwoch, 23. Februar 2011

Begrüßung und Eröffnung

Prof. Dr. Jörg Rogge (Mainz) und PD Dr. Lutz Musner (Wien)

Prof. Dr. Helmut Lethen (Wien)

Der Schmerz hat keine Bedeutung (Paul Valéry)

Prof. Dr. Ludwig Jäger (Köln/Aachen)

Die Medialität der Gefühle. Einige sprach- und medientheoretische Anmerkungen

PD Dr. Marcus Hahn (Siegen)

„Starkes Leben blutete durch sein Haupt.“ Gottfried Benns Rönne-Novellen und die Psychologie der Gefühle

Prof. Dr. Anja Müller-Wood (Mainz) *Medienmacht menschlich gedacht: Zum Beispiel dramatische Ironie*

Donnerstag, 24. Februar 2011

Prof. Dr. Christina Lutter (Wien)

Zur politischen Inszenierung von Emotionen und ihren Medien im Mittelalter

Dr. Kerstin Thomas (Mainz) *Ausdrucksformen. Meyer Schapiros Konzept der emotionalen Suggestivität von Bildern als Modell kunstgeschichtlicher Emotionsforschung*

Juniorprof. Dr. Sandra Poppe (Mainz) *Literarische und filmische Emotionen aus medienkomparatistischer Perspektive*

Prof. Dr. Dagmar von Hoff (Mainz)

Visueller Ausdruck der Emotionen. Maya Derens Avantgarde-Film